

Tina Babig · Gernot Elsner
(Hrsg.)



GOTT

kommt auch zum
BALLER-
MANN

**Geschichten von Party-Wundern, dem lebendigen
Gott und offenen Herzen in aller Welt**

SCM

R. Brockhaus

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM R.Brockhaus ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2020 SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Bodenborn 43 · 58452 Witten
Internet: www.scm-brockhaus.de; E-Mail: info@scm-brockhaus.de

Die Bibelverse sind folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002
und 2006 SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Witten.

Umschlaggestaltung: Nakischa Scheibe Fotografie + Design
Titelbild: © by YanLev shutterstock
Autorenfoto Tina Babig: © unbekannt
Autorenfoto Gernot Elsner: © Esther Baumann Photography
Lektorat: Christiane Kathmann, www.lektorat-kathmann.de
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-417-26921-5
Bestell-Nr. 226.921

INHALT

Vorwort	5
Einleitung	7
SIMBABWE & SÜDAFRIKA: »Stop in the name of Jesus« ...	13
ISRAEL: Hand aufs Herz!	29
DEUTSCHLAND: Immer wieder mittwochs	39
MALLORCA: Gott kommt auch zum Ballermann	49
JORDANIEN & LIBANON: Das offene Fenster	61
DEUTSCHLAND: Was meine Berufung mit Schoko-Erdbeeren zu tun hat	77
FRANKREICH: Die Freiheit, nur einen Sprung entfernt	89
INDIEN: Ausgerechnet der Bürgermeister	101
BOLIVIEN: Der unsichtbare rote Faden	113
DEUTSCHLAND & PAKISTAN: Wenn Gott Platz für fünf Leute hat, hat er auch Platz für sechs	125
FRANKREICH: Aus Versehen undercover in den Vororten von Paris	139
UKRAINE: Wenn Freundschaft Früchte trägt	151
BOLIVIEN: So ähnlich wie bei Matthäus	161
Nachwort	171

SIMBABWE & SÜDAFRIKA

»Stop in the name of Jesus«

Erlebt von Marco Kircher & Birgit Kissling
2013

MARCO:

Irgendwann musste es dazu kommen. Es ging gar nicht so sehr darum, *ob* es passieren würde, sondern die eigentliche Frage war, *wann*. Und dafür brauchte ich einen Schlachtplan.

Moment mal – wo war ich eigentlich? Ich konnte meine Augen kaum öffnen wegen des grellen Lichts. Alles, was ich vage erkennen konnte, waren ein paar kleine Wolken, die schnell über den strahlend blauen Himmel zogen. Bis das weiche Gras unter mir meine Gedanken zurück an den Ort holte, an dem ich mich gerade befand. Stimmt ja: Südafrika, Pretoria, der Park. So langsam ergab alles wieder Sinn. Gerade hatte ich noch darüber nachgedacht, was ich machen würde, wenn wir einer Straßengang in die Arme liefen, und war anscheinend in der nächsten Sekunde eingenickt. Besonders aufregend waren meine Ideen ja auch nicht gewesen, schließlich konnte ich weder Karate, noch hatte ich jemals irgendwas über Selbstverteidigung

ES GING GAR NICHT
SO SEHR DARUM, OB
ES PASSIEREN WÜR-
DE, SONDERN DIE
EIGENTLICHE FRAGE
WAR, WANN.

gelernt. Ich musste mein Vertrauen einfach auf Gott setzen. Das würde sicher interessant werden.

Ich schaute mich um. Die meisten anderen lagen im Umkreis von ein paar Metern um mich herum verteilt und dösten vor sich hin. Birgit und Sophie saßen im Gras und unterhielten sich leise. Nur vage konnte ich einige Worte verstehen: Anscheinend unterhielten sie sich über unsere Freunde in Simbabwe. Die unerwartete Wendung unserer Pläne ließ die beiden nicht los. Kein Wunder – unsere spontane »Flucht« nach Südafrika mit zehn Leuten vor zwei Wochen war ein unvergessliches Erlebnis.

BIRGIT:

Das abrupte Ende unserer Zeit in Simbabwe saß uns noch immer in den Knochen. Hanna, Theresa und Christine, unsere deutschen Missionarsfreundinnen, lebten dort schon seit ein, zwei Jahren. Keine der drei jungen Frauen war älter als Ende zwanzig. Ihr gesamter Besitz bestand aus einer Isomatte auf dem Boden eines Häuschens am Rande der kleinen Stadt und einem Moskitonetz, das sie darüber aufgehängt hatten, um sich in der Nacht vor den blutsaugenden Übeltätern zu schützen. Ihr Wunsch, in jedem noch so kleinen Dorf des Landes Menschen zu sehen, die ihr Vertrauen auf Jesus setzen, war größer als der, ihre Zeit in Kneipen und Uni-Sälen zu verbringen oder den Mann fürs Leben zu suchen. Schon als wir sie kennenlernten, fiel mir auf, was für eine Entschlossenheit und Stärke in ihren Augen loderte, und das beeindruckte mich tief.

Gemeinsam mit diesen Glaubensheldinnen und den deutschen Leitern ihrer Missionsorganisation waren wir stundenlang über Stock und Stein geholpert, auf Straßen, die wohl kaum diesen Titel verdienten. In verschiedenen Dörfern betreuten die drei jungen

Frauen Gemeinden, die wir besuchten, um gemeinsam Gottesdienste zu feiern. Jedes Mal waren wir die Ehrengäste, die mit rhythmischen Tänzen, Klatschen und freudigen Rufen empfangen wurden.

Die Weißen als Ehrengäste – gegen das Klischee sträubte sich alles in uns. Aber um ihnen etwas von der Ehrerbietung zurückzugeben, die sie uns entgegenbrachten, konnten wir lediglich das Essen, das sie uns auf Knien kriechend brachten, dankbar lächelnd annehmen und uns so wenig wie möglich anmerken lassen, wie unglaublich unangenehm diese Situation für uns war. Wir waren doch Brüder und Schwestern!

Das feierten wir wenigstens in den gemeinsamen Gottesdiensten. Singen für Gott hatte in Simbabwe sehr wenig mit der Tradition zu tun, auf staubigen Bänken eintönige Choräle vor sich hin zu brummen. »Gott ist gut« – das war hier keine Floskel. Als wir einer kleinen Gemeinde Bibeln in ihrer Muttersprache brachten, begannen die Christen vor Freude zu tanzen, zu stampfen und zu hüpfen, dass der Staub in der Luft herumwirbelte.

Nach den ersten abenteuerlichen und ereignisreichen Tagen benötigten ein paar von uns eine Pause und blieben in der kleinen Baracke zurück, die uns als Zuhause diente. Wir anderen machten uns auf den Weg nach Masvingo, der nächstgrößeren Stadt, um dort an einem Gottesdienst teilzunehmen. Wenige Stunden später standen wir mit zitternden Knien wieder vor unserer Unterkunft. Irgendwann im Laufe des Tages war der Rest des Teams von einer Horde simbabwischer Polizisten überrascht worden, die an die Tür hämmerten, um alle Papiere zu kontrollieren. Ohne einen Grund anzugeben, verhörten sie unseren afrikanischen Freund und Leiter Amare. Am Abend stellte sich heraus, dass alles doch kein schwer-

wiegendes Problem gewesen war, nur eine Kontrolle. Zumindest dachten wir das.

Am nächsten Tag wurde Amare jedoch für eine dringende Versammlung von NGOs und Gemeindeleitern nach Masvingo gerufen und kam mit sehr schlechten Nachrichten zurück: Alle Ausländer mussten auf Anweisung der Regierung innerhalb der nächsten Tage das Land verlassen. Widerspruch zwecklos. Eine logische Begründung gab es nicht, aber natürlich stellten die Betroffenen ihre eigenen Vermutungen an. In ein paar Monaten sollten Präsidentschaftswahlen stattfinden – wollte da vielleicht jemand keine ausländischen Beobachter im Land?

Für unser Team bedeutete das, dass alle unsere Pläne zunichtegemacht wurden. Wir mussten unsere Enttäuschung und Traurigkeit genauso wie unsere persönlichen Sachen fein säuberlich wegpacken und uns zum Aufbruch bereit machen. Auf den Sitzen eines Reisebusses, eingepfercht zwischen übergewichtigen Afrikanerinnen, landeten wir schließlich mit gemischten Gefühlen an der Grenze zu Südafrika. Obwohl es schon weit nach Mitternacht sein musste, brannte die Luft, als wir zusammen mit den übrigen Fahrgästen aus dem Bus stiegen, um uns in einer Schlange vor dem klapprigen Grenzstand zur Passkontrolle aufzustellen.

Diese Prozedur war ich schon aus anderen Ländern gewöhnt, doch als der dritte Pass unseres Teams eingelesen wurde, fingen die Grenzpolizisten plötzlich an, aufgeregt zu diskutieren, und redeten dann laut auf uns ein, ohne dass wir verstanden, worum es ging. Schließlich rissen sie uns ohne irgendeine Begründung unsere Papiere aus der Hand und ließen uns einfach stehen. Nach einer gefühlt endlosen Stunde wurde ich als Leiterin der Gruppe in eine der kleinen Wellblechdach-Hütten geführt. Noch ehe ich

recht begriff, was gerade passierte, schloss sich hinter mir die Tür und ich stand ohne den Rückhalt meiner Gruppe in dem von einer einzelnen Neonröhre beleuchteten Raum, in dem mich acht simbabwische Polizisten mit ihren Blicken fixierten.

»Wer ist euer Team? Wie viele Leute seid ihr?«, blaffte mich einer der Männer schräg links von mir an.

»Wir sind zehn Leute aus Deutschland«, antwortete ich, ohne ihn anzuschauen.

»Nein! Ihr seid keine zehn Leute«, fiel er mir schroff ins Wort, noch ehe ich meinen Satz überhaupt beendet hatte.

»Wir sind zehn Leute«, gab ich leise, aber bestimmt zurück, darauf bedacht, mir das Zittern in meiner Stimme nicht anmerken zu lassen. Ein paar Mal spielten wir uns die gleiche Frage und Antwort wie einen Ball hin und zurück, während der Polizist immer ungeduldiger wurde.

»Ihr seid fünfzehn Leute! Wo sind die anderen?«, rief er schließlich.

Da machte es endlich »Klick«. Sie wussten anscheinend, dass wir mit den drei jungen Missionarinnen, Amare und seiner Frau zusammengewohnt hatten, und vermuteten deshalb, dass ich log.

»Das ist ganz sicher keine normale Polizeikontrolle«, dachte ich mit einem flauen Gefühl im Magen. Die Polizei musste unser Team beobachtet und Informationen an diesen Grenzposten weitergegeben haben.

Nach meiner gestammelten Erklärung mischte sich Gott sei Dank ein anderer ein und fragte barsch: »Wo sind eure Fotos?«

»Im Gepäck«, antwortete ich.

Daraufhin veranlassten die Polizisten, dass das Gepäck aller Fahrgäste ausgeladen wurde, um unsere Kameras herauszukra-

men und unsere Bilder zu kontrollieren. Nachdem sie den Großteil unserer Fotos durchgecheckt und nichts Verdächtiges gefunden hatten, waren nur noch zwei Polizisten im Verhörzimmer übrig und der Ton beruhigte sich etwas. Die Frage, ob es in Deutschland auch in den Dörfern Internet gab, war auf einmal viel interessanter als Pässe oder Fotos.

Nachdem ich ein paar weitere Kameras geholt hatte, betrat mein Co-Leiter Darius den Raum. Dankbar warf ich ihm einen Blick zu. Endlich saß ich nicht mehr allein auf der Anklagebank.

»Was machst du dort? Bist du Pastor?«, fragte einer der Simbabweer und drehte das Display einer der Kameras zu uns. Auf dem Foto war Darius beim Predigen während des Gottesdienstes in Masvingo zu sehen. Als hätte sich ein Schalter umgelegt, behandelten uns die Grenzpolizisten plötzlich sehr respektvoll. Anscheinend waren sie schwer beeindruckt, dass wir in ihr Land gekommen waren, um Menschen von Jesus zu erzählen. Nach nur wenigen Minuten und wesentlich versöhnlicherem, fast freundschaftlichem Small Talk entließen uns die Grenzpolizisten und gaben uns unsere Pässe zurück.

Letztlich war alles gut ausgegangen, aber selbst hier, bei dreißig Grad im Park in Pretoria, lief mir bei dem bloßen Gedanken an den spärlich beleuchteten »Verhörsaal«, in dem mich die simbabwischen Grenzpolizisten umringt hatten, ein kalter Schauer über den Rücken.

MARCO:

Die idyllische Szene, wie wir in dem ruhigen Park inmitten der malerischen Hauptstadt Südafrikas saßen oder lagen und unsere Pause genossen, war ungefähr genauso repräsentativ für unsere

bisherige Reise, wie wenn jemand vor einer Pfütze versucht hätte, das raue Meer zu erklären. Kein Wunder, dass wir gedanklich immer noch in Simbabwe waren. Menschen wie Amare, die Leute aus den Gemeinden in den Dörfern – wir hatten sie alle lieb gewonnen und hatten sie aus heiterem Himmel zurücklassen müssen. Wir konnten gehen. Sie mussten bleiben, wo Ungerechtigkeit und Härte auf der Tagesordnung standen.

Die heikle Frage nach der richtigen Entscheidung hielt uns in den Tagen zwischen dem Erlass und unserer Ausreise in Atem. Wie sollten wir uns am besten verhalten bei dieser Anordnung der simbabwischen Regierung? Zu gehen war mit Sicherheit die bequemste, sicherste Option für uns. Aber zu bleiben wäre auch kein sehr heroischer Akt gewesen, denn die Einheimischen, die mit uns in Verbindung gebracht wurden, liefen in diesem Fall Gefahr, geschlagen zu werden und noch schlimmere Strafen zu bekommen.

Unser neuer Stützpunkt Südafrika, wie ich ihn bisher kennengelernt hatte, war kaum idyllischer als Simbabwe. Dieses Land war ein Universum, in dem Welten aufeinanderprallten. Schönheit und Elend. Armut und Reichtum. Schwarz und weiß, noch immer. So viele Jahre nach dem Ende der Apartheid.

Meine Gedanken führten mich zurück in eins der vielen bunten Townships – die Slums Südafrikas –, die wir in den letzten zwei Wochen besucht hatten.

Einer unserer südafrikanischen Freunde und Leiter setzte uns am Rande des Gebiets ab, nachdem wir uns zu zwölf in den Jeep gequetscht hatten. Von unserem Standpunkt aus konnten wir die ganze Siedlung überblicken und sahen, wie an der ein oder anderen Stelle eine grüne oder blaue Hütte inmitten der eintönig grauen Blechhütten-Landschaft aufleuchtete.

Ins Township hineingelangen konnten wir nur über einen holprigen Pfad, einen Abhang hinunter und durch einen Bach hindurch.

WELTEN PRALLTEN AUFEINANDER. SCHÖNHEIT UND ELENDE. ARMUT UND REICHTUM. SCHWARZ UND WEISS, NOCH IMMER.

Wahrscheinlich wäre Abwasserkanal die passendere Bezeichnung für die übel riechende Brühe gewesen: Von Plastiktüten über Coca-Cola-Flaschen bis hin zu Cornflakes-Etiketten schwamm alles in diesem Gewässer.

Von den Einheimischen schauten wir uns ab, wie wir über ein paar Steine, die aus dem Wasser lugten, auf die andere Seite balancieren konnten.

Als ich, das Schlusslicht der Gruppe, den letzten Schritt ans Ufer gemacht hatte, durchzuckte plötzlich ein stechender Schmerz meinen Fuß. Ich war in irgendetwas getreten. Mein Blick wanderte zu der unheimlichen braunen Suppe, die durch das Flussbett waberte, und alles, was ich je über Seuchen, Bakterien oder Epidemien in Afrika gehört oder gesehen hatte, schoss mir durch den Kopf. Ich malte mir schon aus, wie mich meine frisch geheiratete Frau, die in Deutschland geblieben war, für den Rest unseres gemeinsamen Lebens pflegen musste.

»So ein Quatsch. Ich hatte schon immer ein starkes Immunsystem«, versuchte ich mir in Gedanken gut zuzureden, während ich vorsichtig zum nächsten Stein humpelte. Die anderen eilten gleich zu mir, als sie bemerkten, was geschehen war. Langsam tropfte Blut aus zwei Schnitten in meiner Fußsohle.

»Okay, Leute«, keuchte ich. »Könnt ihr vielleicht einfach kurz für meinen Fuß beten?«

Das taten sie. Rebekka, die Einzige mit medizinischen Kenntnissen in unserem Team, holte Pflaster und Desinfektionsmittel aus

ihrer Tasche und machte sich bereit, die Wunden zu verarzten, als sie plötzlich innehielt. Sie starrte mit weit aufgerissenen Augen auf meinen Fuß. Ich konnte aufgrund meiner Position nichts sehen, die anderen zeigten jedoch erstaunt und aufgeregt auf meinen Fuß. Als ich ihn begutachtete, konnte ich es kaum glauben: Da waren weder Blut noch Narben noch sonst irgendetwas! Ich sah die anderen fragend an und sie erzählten mir, dass sich die Haut wie ein Reißverschluss langsam wieder zusammengezogen und sich die zwei Schnitte auf diese Weise geschlossen hatten.

Fassungslos und fasziniert zugleich dankten wir Gott dafür, wie er sich auf unserem Weg um uns kümmerte. Anschließend gingen wir begeistert in das Township hinein.

Es war gerade Regenzeit, deshalb überraschte es uns wenig, dass es bald darauf anfang, zu schütten. Das gab uns einen guten Grund, in der nächstbesten Hütte Unterschlupf zu suchen. Dem stämmigen Mann, der uns freundlich in seiner kleinen Hütte empfing, war die Härte des Lebens ins Gesicht gezeichnet. Ohne große Umschweife erzählten wir ihm von Jesus, der nicht nur für alles, was ihm angetan worden war und was er anderen angetan hatte, gestorben war, sondern durch seine Auferstehung auch die Kraft hatte, Leben zu verändern.

Unter Tränen gestand uns der Mann, dass er viele Jahre für das Militär gearbeitet hatte. Irgendwann hatte er aufgehört, zu zählen, wie viele Menschenleben er auf dem Gewissen hatte. Wir beteten mit ihm und er ließ seine Vergangenheit los, die ihn wie ein Klotz so viele Jahre beschwert hatte. Er sagte »Ja« zu einem neuen Leben mit Jesus und man konnte ihm geradezu ansehen, wie diese schwere, bittere Last von seinen Schultern fiel.

Nachdem in Gedanken unser Erlebnis in der Hütte des Ex-Sol-

daten noch einmal wie ein Film vor meinen Augen abgelaufen war, dachte ich zurück an den Tag, als ich mein Leben Jesus übergeben hatte. Sicher, ich hatte keine Menschen auf dem Gewissen, aber ich war auch nicht schlecht darin gewesen, mein Leben nach meinen eigenen Vorlieben und Regeln zu führen, ohne Rücksicht auf Verluste.

So wie wir an diesem Tag ins Township gekommen waren, war auch zu mir einmal eine Gruppe junger Leute gekommen, die Tausende Kilometer um den Globus gereist waren, um uns Deutschen von Gott zu erzählen. So wie wir hier in Südafrika hatten auch sie für mich gebetet, für Dinge, von denen sie eigentlich nichts wissen konnten, und mein Leben hatte plötzlich angefangen, sich zu verändern. Und nun tat ich dasselbe wie diese Leute, die damals nicht ahnen konnten, welchen Einfluss ihr Besuch auf mein Leben haben würde.

BIRGIT:

Den Vormittag hatten wir wie jeden Tag dieser Woche damit verbracht, bei einer Suppenküche im Park mitzuhelfen. Dutzende waren gekommen, um sich ein Frühstück abzuholen. Männer und Frauen mit Baby auf dem Arm und Kind an der Hand in verschlissenen, schmutzigen Jacken oder zerrissenen Jeans standen Schlange, um ihre abgeschnittenen Plastikflaschen mit einer Kelle Suppe füllen zu lassen.

Als wir hinter den gigantischen Suppentöpfen standen und Essen ausschenkten, musste ich an die Weißenviertel denken, durch die wir manchmal kamen. Die nächste Frau, die für ihre Portion vor den Topf trat, trug ein kleines, in Fetzen gewickeltes Baby auf dem Arm. Wahrscheinlich hatte sie kaum mehr als 70 Cent am Tag zur Verfügung, während ein paar Straßen weiter jemand in

seinem 70 000-Euro-Geländewagen zum Shoppingcenter fuhr. Die ungerechte Verteilung der Besitztümer war hier überall spürbar.

Die Sonne stand schon tief am Himmel. Der Nachmittag war so schnell vergangen, dass wir fast die Zeit vergessen hätten – obwohl wir mit einer halben Stunde Verspätung nach afrikanischen Verhältnissen wahrscheinlich immer noch zu früh gewesen wären. Doch so langsam war es an der Zeit, unsere gemütliche Blase, in der wir uns für die Mittagspause im Park eingenistet hatten, zu verlassen und uns auf den Weg zu der Gemeinde zu machen. Dort sollten wir bei einer weiteren Suppenküche für den Abend mit-helfen, deshalb schüttelten wir einen nach dem anderen den Rest des Teams wach.

Durch Pretoria zu fahren fühlte sich immer wie eine halbe Welt-reise an – unglaublich lange Fahrtzeiten und viel zu sehen. In dem einfachen Gemeindegebäude angekommen begrüßten wir das Team, das die Suppenküche jede Woche am Laufen hielt und Teil der tausendköpfigen Gemeinde war.

Schließlich waren die Töpfe bis zum Rand mit Suppe gefüllt und wir saßen im Foyer und warteten auf das Zeichen, dass es losging. Warum wir warteten, fragten wir schon gar nicht mehr. Warten gehörte in Afrika einfach dazu.

Dann erreichte uns die Nachricht, dass es eine Planänderung geben müsse, weil eins der Autos, mit denen wir fahren sollten, noch in der Werkstatt feststeckte.

»Warum ist das denn ein Problem?«, fragte ich mich. Die Suppenküche, zu der wir fahren wollten, konnte kaum weiter als einen knappen Kilometer entfernt sein. »Die Töpfe mit dem Großteil des Teams könnten mit den Autos mitfahren, die wir haben. Wir übrigen können doch einfach laufen«, schlug ich vor.